

Nr. 266. Bromberg, den 18. November 1931.

Das doppelte Gesicht

Roman von Max Real.

(9. Fortsetzung.)

Amalie versuchte gleichgültig zu erscheinen, konnte sich aber nur mühsam beherrschen. Mit gekünstelter Ruhe fragte sie und ihre Stimme zitterte dabei ein wenig: „Darf man wissen, wer die Glückliche ist? Ich werde verschwiegen sein."

„Hoheit, die Ritterpflicht verbietet mir, den Namen zu nennen."

„Ist es eine Dame aus der Residenz?"

Wasil verneinte.

„Sie müssen also nach auswärts reiten?"

„Ja!" Dieses Verhör fing an, Wasil von neuem zu ängstigen.

„Wohin?"

„Das . . . das darf ich auch nicht sagen", entgegnete er.

Die Prinzessin sah ein, daß sie auf diese Weise nicht zum Ziel kam, daß sie nie das erfahren würde, was sie zu erfahren so dringend verlangte. „Sie haben recht, Herr Oberleutnant. Verzeihen Sie die dumme Neugierde. Sie ist nun einmal die schwache Seite von uns Frauen", sagte sie mit gemachter Lustigkeit. „Also, lassen Sie sich nicht aufhalten. Ich möchte nicht schuld sein, daß die Dame das Briefchen verspätet erhält. Sie wird ja mit großer Sehnsucht darauf warten."

Wasil verneigte sich. Und während er dem Ausgang des Wintergartens zueilte, atmete er erleichtert auf. „Donnerwetter, das ist noch gut abgelaufen", dachte er. Und unwillkürlich griff er mit der Hand an die Stelle seiner Uniform, wo das Papier verborgen war.

Amalie stand einen Augenblick unschlüssig auf dem gleichen Platz. Ihr Mund war schmal geworden und ihre Augen hatten etwas Fremdes, Kaltes. Dann warf sie eigenwillig den Kopf zurück und begab sich rasch in das an den Wintergarten anschließende Zimmer. Dort riß sie heftig an dem perlenbestickten Klingelzug, der neben der Tür hing.

„Den Schloßhauptmann!" befahl sie dem eintretenden Diener; dieser verließ sofort wieder das Zimmer.

Die Prinzessin fächelte sich nervös und erregt Kühlung in ihr erhitztes Gesicht. Dann schloß sie den Fächer wieder, fast mechanisch. Ungeduldig klopfte ihre Fußspitze auf den Teppich. Die Eifersucht wuchs immer heftiger in ihr empor.

Sollte ich mich doch getäuscht haben? Gilt seine Liebe einer anderen? schoß es ihr durch den Kopf. Darum mußte sie erfahren, wer die Dame war und was jenes Briefchen enthielt.

Scharf und klar arbeitete jetzt ihr Verstand. Sie rief sich alle Worte ins Gedächtnis zurück, die Erken zu ihr gesprochen hatte. Konnte seine auffällige Zurückhaltung nicht ihre Ursache auch darin haben, daß er eine andere liebte? Je mehr sie überlegte, um so glaubhafter erschien ihr diese Möglichkeit. Eine große Erbitterung stieg in ihr auf.

Als jetzt der Schloßhauptmann erschien, ein Mann mit einem undurchdringlichen Gesicht, ein paar buschigen Augenbrauen und einem über die Mundwinkel herabhängenden Schnurrbart, hatte sich Amalie Anna wieder fest in der Hand. Sie wußte jetzt, was sie wollte.

„Oberleutnant von Wasil hat soeben das Schloß verlassen", sagte sie mit Ruhe und Entschiedenheit. „Er ist im Begriff, nach auswärts zu reiten. Folgen Sie ihm mit einigen Leuten in unauffälliger Weise. Außerhalb der Stadt ist er anzuhalten und genau zu durchsuchen. Alle Briefschaften, die er bei sich trägt, sind ihm abzunehmen, dann ist er wieder freizulassen.

Die ihm abgenommenen Papiere haben Sie unverzüglich mir zu bringen. Sollte ich schon zur Ruhe gegangen sein, hat man mich zu wecken. Haben Sie verstanden?"

„Zu Befehl, Hoheit", antwortete salutierend der Schloßhauptmann.

„Also dann rasch. Es ist keine Zeit zu verlieren. Der Oberleutnant wird wohl nach Hause gegangen sein, um sein Pferd satteln zu lassen. Sie können ihn daher kaum verfehlen."

Der Schloßhauptmann entfernte sich in großer Eile.

Amalie Anna richtete sich auf. Etwas wie eine innere Genugtuung überkam sie. „Wir wollen doch sehen, wer mir da im Wege steht."

Siebentes Kapitel.

Die Gratulationscour war beendet. Die Gäste hatten sich zum größten Teil in den Herkulessaal begeben, wo ein reich ausgestattetes Büfett aufgestellt war.

Und während die Damen dort Gefrorenes schlürften und Limonade tranken und die Herren Gläser mit perlendem Champagner leerten und Trüffelpastete dazu aßen, blühte und wucherte der Klatsch. Man tuschelte sich allerlei pikante Geschichten über die Komtesse zu, man munkelte perfide Dinge, warf sich gegenseitig boshafte Bemerkungen über das Brautpaar zu und besprach den kleinen Schwächeanfall, den die Komtesse während der Gratulationscour erlitten hatte, mit mokantem Augenzwinkern.

Die Herren waren von der Braut des Herzogs entzückt. Ihre Schönheit, ihre Bescheidenheit und ihre mädchenhafte Befangenheit fanden sie bezaubernd. Kein Wunder, daß der Herzog sich in sie verliebt habe. Die Damen aber rümpften die Nasen und behaupteten, das alles sei weiter nichts als Raffinement und Berechnung der Hauenstein, um den alternden Fürsten zu bestricken und einzufangen.

Johann Georg hatte sich mit Bettina in den Wintergarten zurückgezogen.

„Hier liebste Bettina, kannst du dich ein wenig erholen", meinte der Herzog und geleitete die Braut, aus deren Gesicht alle Farbe gewichen war, zu einer Bank unter einem blühenden Zitronenstrauch.

Bettina ließ sich mit einem leisen Seufzer auf der Bank nieder. „Tausend Dank, Johann Georg . . . es war nur eine kleine, vorübergehende Schwäche . . . die Hitze im Saal . . . und . . ."

Der Herzog, der sich neben sie gesetzt hat, unterbrach sie zärtlich: „Ja, Kind, die lange Gratulationscour hat dich angestrengt."

Aber das war es nicht, was Bettina beinahe umsinken ließ, wenn sie der Herzog nicht noch rasch gestützt hätte. Es war vielmehr die Gewißheit, die sie gewonnen hatte, daß Joachim von Erken tatsächlich Iwan Taschew war. Eine kleine Zufälligkeit brachte ihr diese Gewißheit.

Erken stand bei der Gratulationscour neben dem Herzog und hielt die Liste der vorzustellenden Personen in der linken Hand. Da sah Bettina um sein Handgelenk ein feines, goldenes Kettchen aufblitzen, das sie einmal in einer glücklichen Stunde Iwan zum Geschenk gemacht und ihm selbst angelegt hatte. Es war gar kein Zweifel möglich. Sie hatte das Kettchen sofort wiedererkannt.

Im selben Augenblick aber war in ihr der Gedanke aufgetaucht an den Bauern, der von Iwan aus Rußland geschickt worden sein wollte und der ihr die Grüße Iwans überbracht hatte. Blitzschnell hatte sie überlegt: wie war das mit Iwans Anwesenheit hier am Hof in Einklang zu bringen? Hatte Iwan sie nur sicher machen, seine Täuschung, als sei er wirklich Joachim von Erken, dadurch verstärken wollen, daß er ihr scheinbar einen Boten aus Rußland gesandt hatte? Hatte er auf diese Weise etwa versucht, den Verdacht von sich abzulenken, daß er sich schnöde verleugnet hatte? So ist es. Anders ließ sich das Erscheinen dieses russischen Bauern und dessen Lüge, er käme von Iwan, nicht erklären.

Das alles hatte sich plötzlich wie ein schwerer Druck auf sie gelegt. Traumhaft, fast schattenhaft war die Hofgesellschaft an ihr vorbeidefiliert. Sie hatte Namen gehört, die sie nicht verstand, und nur automatisch den Kopf geneigt. In ihren Ohren hatte es zu sausen begonnen, unbewußt hatte sie die Finger ineinander geflochten und, von einem jähen Schwindel erfaßt, die Augen geschlossen. Da war es ihr gewesen, als legte sich ein Arm um sie, Worte waren zu ihr gedrungen wie aus weiter Ferne, dann war der schwarze Schleier von ihr gewichen. Sie hatte in das ängstliche Gesicht des Herzogs geblickt, besorgte Mienen um sich gesehen. Rasch war sie mit der Hand über die feuchte Stirne gefahren und dann hatte sie versucht, zu lächeln. Mit leiser, unsicherer Stimme hatte sie etwas von großer Hitze und begreiflicher Aufregung gestammelt, während der Herzog die Gratulationscour abbrechen wollte. Aber Bettina hatte darauf bestanden, daß sie zu Ende geführt werde. Und der Herzog hatte sich über seine kleine, tapfere Braut gefreut.

Johann Georg blickte Bettina immer noch ein bißchen besorgt an. „Wenn du wünschest, gebe ich Befehl, daß der Ball beendet wird, damit du dich in deine Gemächer zurückziehen kannst."

„Ich fühle mich schon wieder ganz wohl," versicherte Bettina sanft, fast bittend. „Es wäre mir schrecklich, eine Störung zu verursachen und den Gästen die frohe Stimmung zu verderben."

Der Herzog ergriff ihre Hand. „Wie du willst, Bettina."

Und nach einer kleinen Weile fragte er, als ob sich die Gedanken Bettinas an Iwan auf ihn übertragen hätten: „Es bedrückt mich etwas, Liebste, schon die ganzen Tage her, seit du damals in Joachim von Erken diesen Iwan zu erkennen glaubtest."

Sie horchte auf. Ihr Herz begann mit einemmal so laut zu schlagen, daß sie fürchtete, man könnte es hören.

Johann Georg sah ein bißchen verlegen auf den gelben Sand zu seinen Füßen. Dann fragte er, ohne aufzusehen: „Liebst du diesen Iwan noch?"

Etwas in ihr bäumte sich auf. „Kein Wort mehr von diesem Elenden! Ich will ihn vergessen, wie er mich vergessen hat."

Der Herzog nahm diese Versicherung mit großer Befriedigung entgegen. „Um dir das Vergessen zu erleichtern, darf Erken nicht länger am Hof bleiben. Ich werde mit ihm morgen sprechen. Sein Anblick würde dich durch seine Ähnlichkeit mit jenem anderen immer an das erinnern, was du verloren hast."

Bettina schaute vor sich in den Schoß. „Um meine Ruhe brauchst du dir keine Sorge zu machen, Johann Georg. Herr von Erken wird sie nicht mehr stören."

Der Herzog lächelte fein. „Aber die meine. Ich bin auf Erkens Ähnlichkeit mit dem Mann, den du liebtest, eifersüchtig."

„Dazu hast du keine Ursache. Aber tue, was du für gut findest. Und wenn es dich beruhigt, so schicke ihn fort. Es ist vielleicht das Allerbeste", entgegnete Bettina.

„Ich will nicht, daß ich deine Liebe, wäre es deinerseits auch nur in Gedanken, mit einem anderen teilen muß," gab er zurück. Dann fuhr er mit einer für sein Alter fast komisch wirkenden Zärtlichkeit fort: „Ich will dir ja alles geben, was mein Herz nur geben kann und werde glücklich sein, wenn ich später einmal von dir hören könnte: mein lieber, alter Johann Georg, ich war dir von Herzen gut. Dann werde ich gern und zufrieden mit meinem Schicksal die Augen für immer schließen."

Bettina war von dem Ton seiner Worte ergriffen. Bewegt sagte sie: „Mein lieber, alter Johann Georg, ich bin dir jetzt schon gut."

Der Herzog schloß sie in aufwallender Freude in seine Arme. „Meine liebe, kleine Bettina!"

Leise, träumerisch sprach sie vor sich hin, während sie ihren Kopf an seine breite Brust lehnte: „So nannte mich auch oft mein Vater, wenn ich als Kind auf seinen Knien saß. Und da fühlte ich mich in seiner Liebe dann so geborgen, so warm und wohlig, als hüllte mich ein weicher Mantel ein, der mich vor jedem Sturm und vor aller Unbill schützte. Das gleiche fühle ich jetzt bei dir . . . und das ist so schön . . . so schön nach so vielen trüben Tagen."

„Bettina, ich will dir Schutz und Schirm sein in allen deinen Tagen," entgegnete der Herzog mit froher Feierlichkeit.

Bettina küßte ihn statt einer Antwort leicht und sanft auf den Mund, wie man einen Vater küßt. Dann entwand sie sich seinen Armen und erhob sich. „Unser Verschwinden wird auffallen, Johann Georg. Wir müssen zu unseren Gästen zurück."

Der Herzog stand schwerfällig und etwas unwillig darüber auf, daß diese schönen und stillen Minuten schon zu Ende sein sollten. Er hätte immer so sitzen mögen, Bettina im Arm und von ihrem Glück redend. Aber er mußte Bettina recht geben. Die Stunde gebot, persönliche Gefühle und Wünsche hinter die Pflicht zu stellen.

Langsam gingen sie durch den Wintergarten dem Ausgang zu.

Kaum hatten sie sich entfernt, schlüpfte eine Gestalt hinter dem Zitronengesträuch hervor, vor dem sich die vom Herzog und Bettina benützte Bank befand und das den Lauscher die ganze Zeit über den Blicken der beiden entzogen hatte. Wie ein Fuchs glitt die Gestalt durch eine kleine, für die Gärtner bestimmte Glastür aus dem Wintergarten.

Auch der französische Geheimsekretär Poisson hatte seine vermeintliche Pflicht getan.

Im anstoßenden Zimmer trafen der Herzog und Bettina auf Joachim von Erken.

„Ah, da ist ja der Doppelgänger", rief der Herzog sarkastisch.

Der Rittmeister verneigte sich.

Bettina lächelte mit erzwungener Lustigkeit, während es ihr beinahe den Atem verschlug, als sie sich Iwan Taschew gegenübersah. „Ich muß noch nachträglich um Entschuldigung bitten, Herr von Erken", sagte sie mit gespielter Gelassenheit, „daß ich mich kürzlich in Ihrer Person geirrt habe. Ich hatte zu dieser Entschuldigung noch keine Gelegenheit gefunden."

Erken antwortete mit eisiger Ruhe, kein Blick verriet, was in ihm vorging: „O bitte, gnädigste Komtesse, für einen anderen gehalten zu werden, ist ja keine Beleidigung."

In Bettinas Gesicht flammte es wie Haß auf. „Doch, wenn der andere ein Schuft ist!!"

„Dann bedauere ich lebhaft, daß mein Anblick traurige Erinnerungen wachgerufen hat", erwiderte der Rittmeister tonlos.

Der Herzog nickte lebhaft und ein bißchen erlöst.

(Fortsetzung folgt.)

Kokain in London.

Kriminalskizze von Kurt Miethke.

Der Vorgesetzte zwirbelte seinen Bart. „Graham", sagte er, „Sie haben da ein Gesuch um Beförderung eingereicht. Warum?"

Graham errötete.

„Ach so, da steckt was Weibliches dahinter. Hm. Wollen heiraten, vermute ich? Hm. Hören Sie mal zu, Graham! Habe da 'ne kleine Aufgabe für Sie, 'ne kleine Denksportaufgabe. Sie bekommen drei Wochen Zeit, sie zu lösen. Wenn Sie sie 'rausgekriegt haben, werden Sie befördert."

Graham neigte sich neugierig vor.

„Es ist das Kokaingeheimnis", sagte der Vorgesetzte.

Graham machte ein sehr, sehr langes Gesicht. „Wird nicht leicht sein", sagte er. „Scotland Yard zerbricht sich seit zwei Jahren den Kopf darüber, und nun soll ich es in drei Wochen lösen."

„Graham, Sie sind ein kleines Rad in der Maschine, die Scotland Yard heißt. Dieses kleine Rad kann von ungeheurer Bedeutung werden. Wir müssen diesem Kokaingeheimnis endlich auf die Spur kommen; die Öffentlichkeit beginnt, uns auszulachen."

„Gut", sagte Graham, „ich werde mich daran machen."

„Ich will Ihnen noch einmal knapp das Problem darstellen", meinte der Vorgesetzte. „Also! In ganz London wird Kokain verkauft. Das Laster hat sich in den letzten zwei Jahren in ganz phantastischer Weise ausgebreitet. Wir können den gewissenlosen Verbrechern, die das Zeug verkaufen, in keiner Weise beikommen. Und warum nicht? Weil diese Gauner eine vorzügliche Organisation aufgebaut haben, ein System, in dem alles schwankt und wechselt, so daß man nicht weiß, wo man zufassen muß. Zuweilen gelingt es uns mal, einen Händler zu erwischen, aber das ist dann immer nur einer der untersten Diener des Systems. Wir wollen nun den Generalstab selber erwischen. Es nützt uns nichts, ein Grenzstädtchen zu erobern. Nein, wir müssen die feindliche Hauptstadt selbst einnehmen. Die Sache hat eben nur den Haken: Wir wissen weder, wie die feindliche Hauptstadt heißt, noch wo sie liegt. Wir wissen nicht, wer das Kokain verteilt und wo es herkommt. Wir wissen gar nichts. Wir wissen nur, daß die Sache so nicht mehr weiter gehen kann. Eine nette kleine Denksportaufgabe, nicht wahr, Graham?"

Graham machte ein saures Gesicht, nickte aber schließlich und sagte: „All right, ich will mich dran machen."

Der Vorgesetzte klopfte ihm freundlich und anerkennend auf die Schulter. —

Drei Wochen lang hörte er nichts mehr von Graham. Dann tauchte dieser plötzlich wieder auf.

Der Vorgesetzte bestellte ihn sofort zur Besprechung. „Na, Graham", sagte er, „wie steht es mit der Hochzeit?"

„Die ist in einer Woche", war die Antwort.

„Nana", lachte der Chef, „sollte das nicht etwas voreilig gedacht sein?"

„Oh nein", bekräftigte der junge Beamte, „das steht bombenfest."

„Hm, hm, haben Sie eine Erbschaft gemacht, daß Sie so schnell heiraten können?"

„Nein, aber ich werde befördert."

„Wer hat Ihnen denn das gesagt?"

„Sie selbst."

„Und nun mal Scherz beiseite, Graham, haben Sie die Sache 'rausgekriegt?"

Graham nickte.

„Und wie heißt die Lösung des Kokaingeheimnisses?"

Graham holte einen zusammengefalteten Bogen aus seiner Brusttasche und warf ihn auf den Schreibtisch. Der Vorgesetzte griff gierig danach, faltete das Blatt auseinander und zog verblüfft die Augenbrauen in die Höhe. „Wollen Sie mich hänseln?" fragte er. „Das soll die Lösung sein?"

„Das ist sie", sagte Graham und lächelte. „Darf ich losschießen?"

„Ein mit ausländischen Briefmarken beklebter Bogen! Und das soll die Lösung sein? Eine wilde Phantasie haben Sie."

Graham ging auf und ab und begann zu erzählen.

„Ich hängte mich zunächst an Terhune. Wir wußten, daß er mit Koks handelte. Ich ließ ihn beobachten und beobachtete ihn selbst. Terhune ging jeden Tag durch die Wilburgstraße und sah sich die Läden an, dann kehrte er wieder nach Hause zurück. Das war am Vormittag. Abends fuhr Terhune immer los, jedesmal wo anders hin. Und holte er sich Koks. Die Schwierigkeit war, daß er sich das Zeug jeden Abend an einer anderen Stelle holte. Wer teilte ihm den Ort mit, wo er es zu bekommen hatte? Wir paßten auf wie die Schießhunde und konnten nichts entdecken. Telephon hat er nicht. Briefe bekam er nicht. Wir haben ein Mikrophon in seine Wohnung geschmuggelt und seine Gespräche mit Besuchern belauscht, nichts war herauszubekommen. Ich wurde langsam verzweifelt und ließ Hilton, einen anderen Kokshändler, beobachten. Der hatte denselben Tageslauf. Morgens einen Spaziergang, wobei er sich die Läden anguckte, abends Kokshandel. Weitere Beobachtungen waren fruchtlos. Wir spürten Whiteley nach. Dieselbe Geschichte. Ich ließ noch drei andere beobachten, und da kam ich auf eine merkwürdige Übereinstimmung im Tageslauf der Burschen. Sie gingen nämlich alle am Vormittag spazieren und sahen sich die Läden an. Immer in derselben Straße. Jeder in seiner. Ich ahnte, daß hier der Schlüssel des Geheimnisses lag. Ich sah mir sämtliche Läden sämtlicher sechs Straßen an. Überall war ein Kolonialwaren-, ein Zigaretten- und ein Papiergeschäft. Kolonialwaren- und Zigarettenläden liegen beinahe in jeder Londoner Straße, nicht aber Papierläden. Ich begann diese zu beobachten. Ich merkte bald, daß sie überhaupt keine Kundschaft hatten. Die Auslagen waren verstaubt und schmutzig. Ein paar Tintenfässer, Lineale und ein Berg Papier, weiter lag nichts im Schaufenster. Das einzige Interessante darin waren die Briefmarkenbögen. Die wechselten nämlich erstaunlicherweise jeden Tag. Sie hingen an der Scheibe. Na, ich merkte bald, daß unsere Kokshändler jeden Morgen einen raschen Blick auf die Bögen mit den ausländischen Briefmarken warfen und dann ziemlich schnell wieder nach Hause gingen. Dahinter mußte irgend etwas stecken. Ich fing nun an, diese Bögen zu studieren, und die Sache war so einfach, daß ich eine ganze Woche dazu brauchte, um sie zu verstehen. Und das ist, was ich 'rausgekriegt habe. Der ganze Kokshandel befindet sich in den Händen eines gewissen Chatterley. Der hat einen Strohmann namens Bratt. Dem siebenunddreißig Papierläden in London gehören. Sie machen gar kein Geschäft, sie gehen alle erbärmlich schlecht. Aber sie dienen als Mitteilungsstellen für die Koksverkäufer. Z. B. der Bogen mit den Briefmarken, den Sie da haben, besagt für Hilton folgendes: „Gehe heute abend um zehn Uhr in die Bakerstraße! Dort wirst du vor dem Hause Nr. 15 einen Mann finden, der dir ein Paket mit Kokain überreichen wird. Losungswort Limerick"."

„Und wo ist das zu lesen?" fragte der Vorgesetzte.

„Hier!" sagte Graham und deutete auf die erste Marke. „Diese Marke, eine norwegische Zehn-Oeremarke gibt die Zeit an. 10 Uhr. Die zweite Marke, eine deutsche Fünfzehn-Pfennigmarke, die Hausnummer. Dann folgen Marken von Brasilien, Amerika, Kanada, England, Rußland. Die Anfangsbuchstaben dieser Länder ergeben den Straßennamen. B, A, K, E, R. Bakerstraße. Dann folgen mehrere Reihen wahllos durcheinander geklebter Marken. Nur die letzte Reihe ergibt wieder ein Wort, das Losungswort, das sich ebenfalls aus Anfangsbuchstaben zusammensetzt und in diesem Falle Limerick heißt . . . Was sagen Sie nun?"

Der Vorgesetzte stand auf und keuchte. Dann sagte er strahlend: „Mensch, Graham, hören Sie mal zu! Was Sie da rausgekriegt haben, ist genial. Damit haben wir die Bande sicher. Mensch! Graham! Eins kann ich Ihnen sagen: Wenn ich nächste Woche nicht zu Ihrer Hochzeit eingeladen werde, das nehme ich Ihnen furchbar übel."

Und er reichte Graham lachend beide Hände.

Downingstreet, Quai d'Orsay, Wilhelmstraße.

Die drei meistgenannten Straßen des Planeten. — Sie erzählen eine interessante Geschichte. — Der schuftigste Mann, der schönste Mann und der beste Soldat.

Von Herbert Langenscheidt.

Wieder stecken wir in einer Zeit des Hochbetriebs der Außenministerien der ganzen Erde. In Europa stehen dabei die Auswärtigen Ämter Englands, Frankreichs und Deutschlands im Mittelpunkt der Ereignisse. Längst hat sich für diese Häuser, in denen seit Jahrzehnten die Politik des größten Teiles der Erde bestimmt worden ist, die Bezeichnung Downingstreet, Quai d'Orsay und Wilhelmstraße Bürgerrecht in allen Ländern der Erde erworben. Man sagt London, Paris, Berlin, wenn man die Regierungen Englands, Frankreichs und Deutschlands meint, und denkt und spricht Downingstreet, Quai d'Orsay und Wilhelmstraße, wenn man ihre Auswärtigen Ämter umschreiben will. Hinter diesen Straßennamen steckt aber viel mehr Ureigentümliches der Länder, als man auf den ersten Blick erkennen könnte.

Beginnen wir die Betrachtung mit der Downingstreet, dann muß allerdings vorausgeschickt werden, daß hier nur qualifizierte Tatsachen angeführt werden sollen, damit sie niemand im Falle England als unqualifizierbare Beschimpfungen auslegt. Sir George Downing legte zwischen dem St. Jamespark und der Themse nahe dem heutigen Unterhaus die kurze Straße an, die seit zwei Jahrhunderten der Sitz des englischen Premierministers und des Foreign Office gewesen ist. Das darf man wohl als sehr ehrenvoll für diesen Namen empfinden. Und doch bildet er den Hauptbestandteil der schlimmen sprichwörtlichen Redensart des heutigen England. „An arrant George Downing", ein schuftiger George Downing. Der Mann hat sich so unehrenhaft aufgeführt, daß er, ein Zeitgenosse Cromwells, noch heute als ein Schreckensbeispiel von Treulosigkeit, Habsucht und Unterwürfigkeit gilt. Um diese Eigenschaften einleuchtend zu machen, genügt es allerdings schon zu wissen, daß Downing es fertig brachte, von Karl II. geadelt und zum Baron gemacht zu werden, obwohl er sich als engster Freund des großen Königshenkers und Diktators Cromwell gebärdete und dessen Sohn Oliver beschwatzte, sich die Königskrone aufs Haupt zu setzen. Natürlich ließ er sich von allen dreien so unterschiedlichen Gewalthabern seine Dienste teuer bezahlen und benutzte seinen Einfluß zu ganz unglaublichen Bereicherungsversuchen, wobei er sich durch Leichen auf seinem Wege nicht vom Weiterschreiten abhalten ließ. Er war stets ausgesprochenster Realpolitiker, so wie . . . nun, so wie Downingstreet es ebenfalls immer gewesen ist.

Das Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs, das kürzer und viel häufiger schlechthin Quai d'Orsay genannt wird, steht sehr ähnlich wie die Downingstreet durch den Straßennamen mit einer typischen Persönlichkeit der französischen Geschichte und des französischen Wesens in Verbindung. War Downing ein wendefähiger Staatsmann, so war Graf Alfred Guillaume d'Orsay ein Beau, ein schöner Mann, eine wandelnde Modereklame seiner Zeit. Damit soll nicht gesagt sein, daß er nur „Stroh im Kopfe" gehabt hätte. Außer seiner Schönheit verfügte er über gewinnende geistige Eigenschaften. Kein Geringerer als Lord Byron rühmt die glänzende Unterhaltungsgabe des Franzosen. Vermutlich hätte d'Orsay sich trotz der Heirat mit einer Engländerin der ersten Kreise des Landes weder in London noch in Paris so lange, wie ihm das gelang, an der Spitze der großen Gesellschaft halten können, wenn er nicht in der Tat überdurchschnittliche Begabung besessen hätte. Für einen Franzosen war seine Erscheinung eigentlich etwas zu kraftvoll und männlich. Er stammte väterlicherseits auch nicht aus französischem Geschlecht, sondern war Großsohn des mit der Familie Napoleons verschwägerten Königs von Württemberg über eine morganatische Ehe. Deshalb entwickelte er sich zu einem fanatischen Parteigänger Louis Napoleons, des späteren Kaisers, und malte ferner ein bekanntes Bild Jeromes, des ehemaligen Königs von Westfalen. Seine künstlerische Begabung, die insbesondere auch in gelungenen Büsten von Lamartine und Napoleon hervortritt, hätte ihm nahezu den Posten eines Direktors der Schönen Künste eingetragen. Als die Ernennung herauskam, lag er allerdings schon auf dem Sterbebette. Der Engländer Disraeli verewigte diesen interessanten Mann in dem Roman „Henriette Temple", in dem d'Orsay bezeichnenderweise den Namen „Graf Mirakel", Graf Wunderbar führt.

Den vollkommensten Gegensatz zu ihm bildet der Namengeber der Wilhelmstraße. Es ist niemand anders als der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm. Er legte die heutige Friedrichstadt in Berlin an. In der Friedrichstraße, die er nach seinem Vater nannte, schuf er die mehr als zwei Kilometer ausgedehnte schnurgerade Straße, die fast zweihundert Jahre die längste der Erde gewesen ist. Ebenso wie sie nimmt auch die Wilhelmstraße, die ihr Erbauer nach sich selbst nannte, ihren Ursprung am Halleschen Ufer. Es ist dasjenige des Landwehrkanals, berühmt durch den echt Berliner Kantus „Es schwimmt eine Leiche im Landwehrkanal", eine Anspielung auf die Übung des lebensmüden Berliners, in den meist sehr trüben Wassern Abschied vom Dasein zu nehmen. Beinahe könnte man von der Wilhelmstraße sagen, daß sie ähnlich wie die Downingstreet die Themse erreicht und ähnlich wie der Quai d'Orsay sich an der Seine entlangzieht, sich bis ans Ufer der Spree erstreckt. Aber dort heißt sie genauer schon Neue Wilhelmstraße. Die eigentliche Wilhelmstraße bricht an den Linden ab. In ihrem letzten Teile besteht sie zu beiden Seiten fast nur aus Regierungsgebäuden. Das Auswärtige Amt wohnt in den Häusern 74 und 75, die, ebenso wie das Foreign Office dem Haus des Premierministers, der Reichskanzlei benachbart sind. In ihrer unmittelbaren Nähe liegt ferner das bescheidene Palais des Reichspräsidenten. Die wuchtige Gebäudemasse in der Straße des Soldatenkönigs trug einmal die stolze Bezeichnung Kriegsministerium. So sieht die Geschichte jener Straßen aus, deren Namen jeder Zeitungsleser der Erde schon so oft mit seinen Augen aufgenommen hat und noch ungezählte Male daran vorbeiziehen sieht.



Bunte Chronik



* **Im Rachen des Löwen.** Dem Bericht des englischen Regierungsarztes in Fort Jameson (Nord-Rhodesien) zufolge hatte dort in der Nähe ein Jäger namens Waller kürzlich ein geradezu unglaubliches Abenteuer mit Löwen zu bestehen. Ein paar Eingeborene meldeten Waller, im Busch liege ein Löwe, der bei einem Steppenbrand starke Wunden erlitten habe und vor Schmerz toll geworden sei. Angesichts der Gefahr, die das Tier darstellte, wollte Waller es unschädlich machen. Doch unterwegs stieß der Jäger überraschend auf drei Löwen, die er durch eine Reihe von Schüssen erlegen konnte. Das tolle Tier verbarg sich unzweifelhaft nahebei im Busch und wollte nicht herauskommen. Schließlich setzte Waller die Büsche in Brand. Die Flammen mußten den Löwen heraustreiben. Der Erfolg der Handlungsweise des Jägers war größer, als Waller lieb sein konnte. Vierzehn Löwen tauchten aus dem brennenden Busch auf. Waller streckte drei von ihnen nieder und verwundete einen vierten. Er verfolgte das Tier. Doch plötzlich wandte sich der Löwe und griff ihn an. Der Schuß des Jägers ging fehl, und das Tier streckte Waller nieder. Der Weiße gab sich selbst verloren. Doch im letzten Augenblick stieß er instinktiv seinen rechten Arm in den offenen Löwenrachen hinein. Der Schmerz hinderte das Tier am Beißen, und Waller konnte seinen schwarzen Begleiter, der im Busch steckte, zu Hilfe rufen. Der Eingeborene, der nur einen Stock bei sich führte, schlug damit auf den Löwenkopf ein, und Waller zog seinen stark verschrammten Arm zurück. Der Löwe verfolgte nun den neuen Angreifer. So konnte Waller sein Gewehr wieder fassen, und zwei Schüsse streckten das Tier nieder. Waller mußte sich seines verletzten Armes wegen ins Lazarett nach Fort Jameson begeben. Dort erzählte er seine Geschichte. Der Fortkommandant machte sich selbst mit einigen Soldaten auf die Suche und fand die sieben Löwen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.